Predigt zum 3. Adventssonntag (17.12.2017) zu Joh 1,6-8.19–28

Warum hören wir im heutigen Evangelium fast dieselbe Erzählung, die wir doch auch am zwei­ten Adventssonntag gehört haben? Auch vor einer Woche haben wir vom Zeugnis Johannes des Täufers gehört, nämlich aus dem Markusevangelium. Für den heutigen Sonntag ist aus dem Jo­hannesevangelium das Pendant ausgewählt. Und doch wird einiges anderes erzählt – und das hat seinen Grund. Von seiner Komposition her ist das erste Kapitel des Johannesevangeliums am Evangelium des Markus orientiert. Das Johannesevangelium beginnt mit einem großen Hymnus, mit einem Lobgesang auf Gottes schöpferisches Wirken, das schon immer aufs engste mit sei­nem Logos verbunden ist. Der Evangelist greift also in seinem Evangelium auf den gro­ßen bibli­schem Schöpfungshymnus zurück: Im Anfang war ...

Genau in diesem Stil erzählen auch die erste Verse (Joh 1,6–8) unseres heutigen Evangeliums ganz im Sinne der Sprache des Ersten Testaments von der Geschichte des Messias Jesus. Mit dem Wirken Johannes des Täufers wird die nun beginnende Geschichte des Messias Jesus für die Menschen wahrnehmbar. Der Evangelist Johannes ist hier an zwei wichtige Aussagen in­teres­siert: Zum einen stellt die Geschichte Israels den Raum der Inkarnation dar. Der Messias Jesus ist Teil der Heilsgeschichte Gottes mit seinem Volk und erhält ganz im Sinne dieser Heilsge­schichte universalen Charakter (vgl. Völkerwallfahrt). Zum anderen ist der Evangelist Johannes daran interessiert, Johannes den Täufer als einen von Gott gesandten Menschen dar­zustellen, der als Zeuge für den Messias Jesus auftritt, der aber nicht selbst der Messias und damit der escha­tologische Heilsbringer ist. Johannes der Täufer ist ein Zeuge, er selbst aber hat keine heilsbrin­gende Bedeutung.

Dagegen wird der Messias mit der Metapher des Lichts umschrieben. Dieses Sprachbild iden­tifiziert das Licht mit der Weisheit Gottes. Auch hier greift der Evangelist Johannes auf die Sprache des Ersten Testaments zurück. Der Messias Jesus ist der Garant für die von Gott ge­wollte Fülle des Lebens für alle, er ist das Licht. In ihm offenbart sich der ursprüngliche Schöp­fungswille Gottes, sein Wille zu einer Gerechtigkeit, wie sie schon im Buch des Propheten Jesaja verspro­chen wird (vgl. erste Lesung). Erkennen, verstehen, ja leben können wir diese Verhei­ßung nur mit Wachsamkeit. Es geht um eine Achtsamkeit für das Ent-Scheidende, für das, was zum Le­ben in Fülle (Joh 10,10) führt, und für das, was gegen das Leben steht.

Die Erzählung vom Zeugnis des Johannes ist in drei Teile gegliedert. Im ersten Teil befragen Priester und Leviten den Täufer dazu, ob er einen messianischen Anspruch erhebt. Im Auftrag der Pharisäer befragen sie ihn in einem zweiten Teil zu seiner Taufpraxis. Schließlich endet das Zeugnis in einem dritten Teil mit einer geographischen Angabe.

Die von den Priestern und Leviten zu Johannes dem Täufer gesandten Männer unterziehen den Täufer regelrecht einem Verhör. Dass es sich hier nicht einfach um eine Unterhaltung handelt, macht auch der Begriff des Zeugnisses deutlich. Der griechische Begriff μαρτυρία (Martyria) ist ein juris­tischer Terminus. Er steht für die im Johannesevangelium aufgezeigte dramatische Auseinan­dersetzung zwischen Glauben und Unglauben. Es geht um die Messianität und den Offenba­rungsanspruch des Messias Jesus. Es geht um die Frage: Wer ist der Messias. Gefragt ist Wach­samkeit gegenüber denjenigen, die sich als Messias ausgeben, die aber nicht von Gott selbst au­torisiert sind. Jemand, der autorisiert ist, hat Macht. Und somit ist die Frage nach dem Messias in der Logik unserer Welt eine Frage von Macht. Das macht auch der Evangelist Johannes deutlich. Der Hinweis, dass die Priester und Leviten von Jerusalem (Joh 1,19) kommen, zeichnet diese als Vertreter von Macht­strukturen aus. Gemeint ist hier nicht das jüdische Volk insgesamt, sondern gleichsam dessen offizielle Behörden.

Johannes der Täufer ist wachsam, er weiß zu unterscheiden. So sagt er denn auch „Ich bin nicht der Messias“. Seine Worte erinnern an die sogenannten Ich-bin-Worte Jesu im Johannesevan­gelium – ich bin das Licht der Welt (Joh 8,12); ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben (Joh 14,6) u.a.m. Aber Johannes spricht in der Form der Verneinung. Damit macht er unmissverständlich deutlich, dass zwischen ihm und dem Messias Jesus ein deutlicher, ein großer, ein nicht zu verwechseln­der Unterschied besteht. Dieser Unterschied ist dem Evangelisten Johannes so wichtig, dass er neben den Parallelen zu den Erzählungen in der synoptischen Tradition neue, ja geradezu wi­dersprüch­liche Akzente setzt. So wird die Identifikation Johannes des Täufers mit Elia explizit mit den Worten „Ich bin es nicht“ zurückgewiesen. Mit der Wiederkunft des Propheten Elia ist in der jüdischen Tradition die Ankündigung des Kommen Gottes zum Endgericht verbunden. Auch in der dritten Frage geht es um einen Propheten, einfach „der Prophet“ genannt. Gemeint ist hier Mose, dessen Wiederkunft ebenfalls als Zeichen der beginnenden Endzeit verstanden wird. Auch diese dritte Frage wird verneint, nun mit einem einfachen „Nein“. Seine immer kürzer werden­den Antworten –„Ich bin nicht der Messias“, „Ich bin es nicht“, „Nein“ – können als ein erstes Christusbekenntnis verstanden werden.

Nachdem nun geklärt ist, wer der Täufer nicht ist, folgen in einem positiven Sinne Hinweise auf seine Aufgabe, auf seine Rolle als Wegweiser. Mit einem verkürzten Zitat aus dem Buch des Propheten Jesaja (Jes 40,3) umschreibt Johannes der Täufer seine Aufgabe: Sie besteht in der Zeugenschaft, im Zeugnisgeben für den Messias Jesus. Er selbst identifiziert sich mit der Stimme, die in der Wüste ruft. Damit gleicht er dem Herold, der nicht auf sich selbst, sondern auf einen Anderen verweist. Dass der Täufer in der Wüste sein Zeugnis ablegt, ist theologisch von großer Bedeutung. Die Wüste ist der Ort der Gottesbegegnung, davon wird in den Texten des Ersten Testaments immer wieder erzählt. Der Gott der Befreiung offenbart sich in der Wüste, ist gerade an diesem lebensfeindlichen Ort seinem Volk nahe. Auch die nun anbre­chende messi­anische Zeit beginnt daher in der Wüste. Von der Aufgabe des Täufers, den Weg des Herrn zu ebnen, ihn gerade zu machen, ist bereits am letzten Sonntag die Rede gewesen. Ganz in diesem Sinne beschreibt auch der Evangelist Johannes die Aufgabe des Täufers, die in seiner Funktion als Wegweiser besteht. Der Täufer macht die Menschen seiner Zeit, macht uns auf den Messias Jesus aufmerksam.

Im zweiten Teil des Gesprächs geht es um die Praxis der Taufe. Wenn doch der Täufer nicht der Messias ist, warum tauft er dann die Menschen in einer Bußtaufe mit deutlich eschatologi­schem Charakter? Denn die Taufe durch den Täufer wird als letzte Gelegenheit zur Umkehr vor dem Anbruch des Gerichts verstanden. Der erste Teil seiner Antwort lautet lediglich „Ich taufe mit Wasser.“ (Joh 1,26). Es ist bloß Wasser, nicht mehr. Damit wird im Gegensatz zum Markus­evangelium verschwiegen, dass auch diese Taufe mit Wasser auf die Sündenvergebung ausge­richtet (vgl. auch Mk 1,4; Lk 3,3) und mit einem Sündenbekenntnis der Getauften ver­bunden war (Mk 1,5/Mt 3.6). Stattdessen wird mit dem zweiten Teil der Antwort das entschei­dend Unter­schiedliche zum Messias Jesus herausgehoben, der der wahre Täufer ist. Irritieren­derweise wird aber Jesus hier gar nicht genannt, sondern von ihm in Form eines verschlüsselten Zeugnisses gesprochen: „Mitten unter euch steht der, den ihr nicht kennt“ (Joh 1,26). Wir können also den Messias nicht aus eigener Kraft erkennen, obgleich er schon gegenwärtig ist. Die Offenbarung Gottes ist eben in menschlichen Kategorien nicht fassbar. Dass der Täufer den Messias erkennt, liegt alleine da­ran, dass Gott selbst ihm diese Erkenntnis geschenkt hat. Das wird dann auch noch einmal in dem Bild deutlich, das der Täufer aufgreift, um den großen Unterschied zwischen ihm und dem Messias hervorzuheben, ein Bild, das wir auch aus dem Markusevangelium vom letzten Sonntag kennen: Der Täufer ist nicht einmal würdig, dem Messias jenen Dienst zu erwei­sen, den gewöhnlich Sklaven ihrem Herrn erweisen, nämlich ihm die Schuhe aufzuschnüren.

Und welche Bedeutung hat nun der seltsame Schluss, diese unvermittelte Information über den Ort der Handlung? Mit der geographischen Angabe wird zum einen gesagt, dass die Ereignisse, von denen hier erzählt wird, wirklich sind. Sie sind Wirklichkeit, weil sie Gottes Wirken in der Welt, sein Schöpfungshandeln ausmachen. Zum anderen ist mit der geradezu formelhaften Rede „jenseits des Jordan“ (Joh 1,28) die Heilserfahrung Israels verbunden. Es geht um jene Grenze, die Israel überwinden musste, um ins verheißene Land einziehen zu können (vgl. Jos 3–4; insbe­sondere 4,23).

Wachsamkeit, Achtsamkeit, die Bereitschaft im Sinne der Gerechtigkeit Gottes Grenzen zu über­winden: Das ist es, was an der Zeit ist, was mit dem Kommen des Messias Jesus zu unserer Auf­gabe wird. Darum ist das, was wir in der Christmette feiern, die Geburt Jesu, nicht ein­fach ein Freudenfest über die Geburt eines Kindes. Mit der Geburt des Messias Jesus wirkt Gott in seiner Schöpfung neu, seine Gerechtigkeit wird Wirklichkeit, sie wirkt. Darum auch muss die alte, die chaotische Ordnung, das Tohuwabohu vergehen. Davon haben wir am ersten Ad­ventssonntag ge­hört. Mit dem Kommen des Messias Jesus werden die Verhältnisse von Macht und Ohnmacht auf den Kopf gestellt. Das Ereignis der Geburt des Messias Jesus ergreift uns alle und fordert von uns Entschiedenheit. Wenn wir uns für den Messias Jesus ent-scheiden – und damit scheiden von ande­ren Herren – können wir mit offenen Augen die Welt um uns sehen, wie sie ist. Wir sind aufgeru­fen, realistisch die Ungerechtigkeiten unserer Welt wahrzu­nehmen und zu benennen. Und wir dür­fen hoffen, dass mit dem Messias Jesus die Gerechtigkeit Gottes Wirklichkeit werden wird. Mit hellen Augen gelingt es, wachsam zu sein, so dass wir die rechte Zeit nicht verpassen.